

„The Spell“: Beethoven im Mixer

Die Coronakrise hat nun zwar alle Routinen unterbrochen. Sonst allerdings hätte der gut geölte Kulturbetrieb das Beethoven-Jahr abgefeiert, wie er perfekt beherrscht: große Konzerte mit Topdirigenten für das gesetzte Publikum, das jede Darbietung mit Kennermiene goutiert. Doch es gibt Kunstprojekte, die sich diesem glattgebügelten Klassikradio verweigern, die Nägel in weiche Sitzpolster – jetzt Fernsehsessel – schlagen. Die Beethoven als Avantgarde-Künstler in einer Epoche des Umbruchs von der Feudalgesellschaft hin zum Industriezeitalter ernst nehmen und sich ihm auf Augenhöhe der heutigen Avantgarde nähern. Die so respektlos sind, wie es Beethoven seinerzeit oft genug war, und ihm so Respekt erweisen.

Das ist der Kern von „The Spell“, einem Musikvideo-Projekt zweier Frankfurter, des Elektronikmusikers Jan Peter Schwalm und des Filmemachers und Zeichners Daniel Hartlaub. Schwalm, der das Projekt initiiert hat, hat das Adagio aus der 4. Sinfonie dekonstruiert und Beethovens vertontes Liebesglück, das sich als unerfüllbar erweisen sollte, durch den elektronischen Mixer gejagt. Heraus kommt eine komplexe Klanglandschaft. Sie verwandelt sich zunehmend in einen bedrohlich pochenden Untergrund, der sich zwischen den Violinklängen in ratternden Elektrosalven entlädt.

Über diesen bebenden musikalischen Boden torkeln die körnigen Handkamerabilder von Hartlaub. Gedreht hat Hartlaub den 16-Millimeter-Film im New York der späten 1990er-Jahre. Es sind Sequenzen aus dem Albtraum einer Frau, die von etwas Unsichtbaren durch eine Stadt als universell zeit- und ortlosen Raum gehetzt wird. Die Kamera reist zunächst durch die nächtliche Stadt, mischt sich in eine Menge aus dunklen, maskierten Gestalten, es ist Halloween. Noch treiben die schwankenden Bilder auf dem meditativen Fluss eines warmen Ambientsounds – Schwalm hat nicht von Ungefähr mit Brian Eno, dem Vater des Ambient, zusammengearbeitet. Dann platzen Lichtpunkte in die Dunkelheit, wie Flakfeuer. Ein mächtiges Pochen mischt sich in den Sound, dann maschinengewehrhaftes Elektroentladungen. Masken vor Neonreklameschriften schieben sich ins Bild, entstellte Politikerköpfe und schreiende Totenschädel. Der Halloweenspaß in einem New York, das aus Raum und Zeit gefallen zu sein scheint, kippt ins Bedrohliche. Ein Mann mit Brille bedrängt grinsend die Kamera.

Dann ein Szenenwechsel. Die Frau schreckt von einem Sofa hoch und stürzt sich durch ein Treppenhaus in die Stadt. In diesem Moment tauchen die ersten zarten Violin- und Fagott-Hüpfen aus dem Adagio von Beethovens Vierter im Klangraum auf und geraten in den Elektrohäcksler. Die Frau kommt in den New Yorker Underground, ein Mann stolpert ihr hinterher in den gelben U-Bahn-Waggon, gegen das Fenster der geschlossenen Tür presst sich die aggressive Fratze eines Verfolgers. Der Mann lässt sich auf einen Platz gegenüber der Frau fallen, starrt sie mit glasigem Blick an und öffnet zombiehaft langsam sein Holzfällerhemd. Darunter erscheint ein blutdurchtränktes T-Shirt. Die Frau flieht entsetzt. Schnitt: Zwei große Hände

schieben sich ins Bild und schlagen aufeinander. Die Hände des Schicksals? Beifall für eine aus den Fugen geratene Welt? Ungewiss.

So geht es immer weiter durch ein traumartiges New York. Die Bilder könnten gestern aufgenommen sein oder heute, morgen entstehen. Erst das Ende nagelt sie im Strudel der Zeit fest. Als Beethovens leises Adagio zu mächtigeren Klängen anhebt, endet der Bilderstrom vor den spitzböigen Gothic-Stahlfassaden der beiden Türme des World Trade Centers. Wir landen in einer Vergangenheit, die uns als Zukunft bedrohen könnte. Gerade jetzt drängt sich dieser Gedanke auf. Am Schluss schreckt die Frau erneut vom Sofa hoch. Doch dieses Mal beruhigt sie der Mann neben ihr, man hört das Rattern eines Films, wie von einem alten Projektor. War der Schrecken nur ein Traum? Oder könnte die Wirklichkeit den Alptraum schlagen?

Daniel Hartlaub hat den Kurzfilm Ende der 1990er-Jahre gedreht, kurz vor 9/11. Um die Jahrtausendwende lief er unter dem Titel „Chickenbitch“ auf wichtigen internationalen Festivals. Für „The Spell“ hat Hartlaub den Film neu geschnitten und damals nicht veröffentlichte Szenen eingebaut. Schwalm's heftige Musik und Hartlaubs tanzende Bilder versetzen – poetisch transformiert – Beethovens damalige Lebenssituation ins Heute. Ursprünglich hatte sich der junge Musiker, in Wien angekommen, eine Anstellung als Hofkomponist erhofft. Doch der Niedergang des Adels und das Versiegen von dessen Geldtöpfen zwangen Beethoven, radikal neue Vermarktungsstrategien zu erfinden. Als Ein-Mann-Betrieb organisierte er Konzerte, in denen er als improvisierender Klaviervirtuose auftrat. Als sich zeigte, dass er über Kartenverkäufe erfolgreich an das Geld des aufstrebenden Bürgertums herankam, konnte er seine Kompositionen mit großem Orchester aufführen. Beethoven stieg zum Superstar auf und wurde reich. Doch später verweigerte er sich dem Kommerz und schuf mit seinen späten Streichquartetten Musik, die noch die Avantgarde des frühen 20. Jahrhunderts, etwa Strawinsky, beeindruckte.

„The Spell“ schlägt als Parabel den Bogen zu Beethovens Lebenssituation in Zeiten des Umbruchs, in freien, poetischen Bildern unserer Zeit. Das Projekt von Hartlaub und Schwalm erweist so Beethoven als Menschen, der zeitlebens für seine Kunst kämpfen musste, die Ehre – nicht einer für das Jubeljahr entstaubten Büste auf einem Flügel. Denn: Wie Beethoven müssen wir alle tanzen lernen, auf dem bebenden Boden unserer eigenen Epoche des radikalen Umbruchs, im schneller und schneller rotierenden Malstrom globaler Krisen.

Roland Wengenmayr

J. Peter Schwalm's Version der 4. Symphonie Ludwig van Beethovens wurde als Teil der Veranstaltung The LOKAL Listener - Gregor Praml trifft Ludwig van Beethoven am 15.12.19 im Frankfurter Mousonturm uraufgeführt.

Roland Wengenmayr arbeitet als Freier Journalist u. a. für das Wissenschaftsressort der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.